

Als sie in die weite Ebene trat, jagten düstere Wolken über den Himmel, die Schimmer der versunkenen Sonne streiften blutrot am Horizont.

Fit und sicher schritt sie vorwärts, der Wind spielte mit den offenen Haaren und ließ die Saiten der Geige leise klingen. Edda fühlte sich wieder stark und mutvoll. Unbewußt glitten ihre Finger über das Instrument und als der letzte Lichtfunke im grauen Wolkenmeer ertrank, sprangen ihre jauchzenden Akkorde in die verlassene Puszta.

Sie war so versunken in ihr Spiel, daß sie den einsamen Reiter nicht hörte, der im langsamen Trapp hinter ihr herritt. Kopf und Reiter schienen miteinander verwachsen, die schwarzen Linien hoben sich kaum merkbar vom Dunkel der Nacht. Ein ruhiger Glanz lag über den bleichen Gesichtszügen, stolz und herrlich blickten die Augen auf die Voranschreitende, während die blutleeren Lippen überlegen lächelten.

„Dein Lied ist falsch,“ sagte er plötzlich mit harter Stimme. Edda drehte sich erschreckt um.

„Wer bist du?“ fragte sie ihn erstaunt.

„Ich bin der, den du suchst!“ Er sprang vom Kopf. „Gib mir die Geige.“

Eddas Hände zitterten und ihre Augen waren angstvoll geöffnet, als sie ihm das Instrument reichte.

„Der Vater hat mir das Lied gelernt,“ sagte sie dann wie entschuldigend.

„Hat er dir auch den Schluß gesagt?“ fragte er spöttisch. Edda verneinte.

„Ich werde ihn spielen!“

Ein düsteres Feuer glomm bei den letzten Worten in den Augen des Fremden auf. Seine Züge strafften sich, die blaße Haut ließ die vorspringenden Backenknochen durchscheinen. Dann spielte er.

Edda wurde es weh ums Herz bei den klagenden Tönen. Graue hoffnungslose Bilder zogen an ihr vorüber, der Boden schien zu wanken, die weite Puszta ward zum trügerischen Sumpf, in dem sie langsam versank. Ein helles Band schlang sich um den Horizont, absehbar Scharen wanderten durch den lichten Streifen und nickten ihr traurig zu. Und wilder wurde die Melodie. In heißer Todesangst rang sie mit den klebrigen Massen, die ihre Füße gefesselt hielten und immer verlangender ihre Hüften umfaßten. Verzweifelt suchte sie einen Halt. Dann sank ihr Haupt hintenüber und wie aus weiter Ferne kamen weiche, süße Töne und flatterten um ihre schwindenden Sinne.

Die Sonne stand hoch im Mittag, als Edda erwachte. Müd und mit zerschlagenen Gliedern lag sie im hohen Steppengras. Sie erhob sich und suchte die Geige. Dort lag sie mit zersprungenen Saiten. Eddas Hände fuhren liebevoll über das mißhandelte Instrument. Die Erlebnisse der Nacht traten mit martrender Gewißheit vor ihre Gedanken, auf ihre Lippen drängte sich eine bange Frage.

„Ich muß ihn suchen, er muß mir helfen,“ murmelte sie.

Die Schritte rückwärts wendend, ging sie wieder dem nahen Walde zu.

Dampf brütend lag die Sonne auf der farblosen Landschaft, die Luft war mit Müdigkeit gesättigt. Kein frischer Luftzug kühlte die heiße Stirne, schwerfällig und unsicher tasteten sich die Füße durch das Gewir der Staubbedeckten Grases.

Befreit atmete Edda auf, als sie den schattigen Wald erreicht hatte.

Der Bach sang immer noch sein monotones Lied, durch das Murmeln drangen leise Lockrufe.

Halb unbewußt nestelte sie an den Kleidern, Stück für Stück fiel von ihr ab und mit frohem Lachen tauchte sie in das plä-

tschernde Wasser. Die Wellen tanzten über den wohlgerundeten Busen, neigten die starken Hüften und rannen in seliger Eile über die schöngeformten Beine des frischen Mädchenkörpers. In heißem Drange breitete Edda ihre Arme aus.

Durch die Räume rauchte der weiche Atem der Sehnsucht und von den höchsten Zweigen schauten neugierige Vogelaugen auf das liebliche Bild.

Ein kühler Wind begann sich zu regen, den blauen Himmel überzogen düstere Wolken. Edda erhob sich und schüttelte die glänzenden Perlen von sich ab. Sie sprang ans Ufer und wollte rasch in die Kleider schlüpfen, um dem drohenden Gewitter zu entgehen. Aber der Platz, an dem sie sich ausgekleidet hatte, war leer.

Angstvoll drängte ihr Blut zum Herzen, dessen rasches Pochen die Brust zu zersprengen schien, während die hastigen Blicke durch das dicke Gesträuch irrten.

Ein leises Lachen traf ihr Ohr. Erschreckt drehte sie sich um und stand dem schwarzen Reiter gegenüber, der eben hinter einem Baumstamm hervorgetreten war. Seine glühenden Augen glitten über die nackte Gestalt, die knochigen Finger zitterten.

„Du bist schön,“ sagte er mit dumpfer Stimme.

Edda wollte davon springen, aber ihre Füße waren an den moosigen Boden gefesselt.

„Was willst du von mir,“ stieß sie hervor, während ihre Augen sich mit Tränen füllten. „Gib mir meine Kleider.“

Seine Augen setzten ruhig die Musterung fort.

„Du weißt doch, welcher Lohn dem Vollender des Liedes gebührt,“ gab er zurück.

Edda hob abwehrend die Hände. „Es war nicht der richtige Schluß! Nein!“ schrie sie wild auf, als er auf sie zutrat.

Seine Finger eilten schmeichelnd über den heftig wogenden Busen des Mädchens. Ein eiskalter Schauer schüttelte bei der Berührung ihren Körper. Dann schlang er die Arme um sie. Edda wehrte sich mit ihrer ganzen Kraft. Aber er war stärker. — Ihr Blut sprang über den bemoosten Boden, die Erde schwankte und der letzte Blick ihrer entsetzt geöffneten Augen sah die grünen Wipfel der Bäume in den roten Wellen ihres versprühten Lebenssaftes versinken.

Zuruf. (Henckell.)

D geh mit mir und lausch auch du
Dem Klang der neuen Welt.
Du hauchst mir Licht und Wärme zu,
Wenn Reif und Rauchfrost fällt.

Ich bin der Lieb' und Freundschaft müd,
Die nicht mit stiller Kraft,
Am Herde drauf mein Feuer glüht,
Am Herd der Wahrheit schafft.

Ich wünsche, daß du zu mir senkst
Verständnisvoll dein Haupt,
Und daß du die Gedanken denkst,
Die nie der Tag bestaubt:

Von Freiheit, die ein neu Gebild
Des Lebens rings gebiert,
Die schön wie du und gabemild
Der Erde Garten ziert.

Faß den Sturmhut, wirf den Hammer,
Reite durch der Erde Weiten!
Auf aus deinem einzigen Hammer,
Denke der gewaltigen Zelten!

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik

2. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 26

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
:: Numunderstraße Nr. 23. ::

Bremen, den 30. Juni 1917

Einzel-Nummer 15 Pfg. Durch
die Post bez.: monatlich 60 Pfg.,
vierteljährlich 1.80 M. o. Bestellsgeb

Inhalt:

| | |
|--|-------|
| Der Friede ohne Annektionen auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Nationen. | Seite |
| Von I. Kamjenuw | 195 |
| „Die Anarchie in Rußland“ | 196 |
| Was ist Staatssozialismus? | 197 |
| Aus unserm politischen Tagebuch | 200 |
| Feuilleton: | |
| Ums Menschentum. Von Walter von Molo | 200 |

Der Friede ohne Annektionen auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Nationen.

Von I. Kamjenuw, Redakteur der Prawda, Petrograd.

Alle sprechen heute von einem „Frieden ohne Annektionen“. Miljukow findet, ein solcher Frieden sei ein Unfönn. Die Häupter der imperialistischen Regierungen Frankreichs, Englands, Ribot und Lord Cecil, sind bereit die Friedensformel wohlwollend zu deuten. Die „Iswiestia“, das Organ des Arbeiterdelegiertenrates feiern aus diesem Grunde den Sieg der Demokratie. „Nielo Naroda“, das Organ der Sozialisten-Revolutionäre versichert, der Sinn der Worte ohne Annektionen sei klar und vollständig durchsichtig und „Nowaja Schyzi“, das Organ Gorkis ist, so scheint es, zu der Ueberzeugung gekommen, daß diese Formel ohne nachfolgende entsprechende Taten nur ein leeres Wort ist. Es ist klar, es ist nicht alles geheuer mit dieser Formel. Wir sind vollkommen für die Formulierung: Friede ohne Annektionen und Entschädigungen auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Nationen. Aber wir sind ganz überzeugt, daß diese Formel, in wie weit sie das offizielle Programm der provisorischen Regierung darstellt, sich unbedingt in einen, wie sich mit Recht Miljukow ausdrückt, Unfönn verwandelt, denn aus der Waffe des revolutionären Kampfes gegen den Imperialismus wird es zur Waffe der diplomatischen Schachzüge des Imperialismus. Ohne Annektionen heißt ohne Eroberung fremder Länder. Es wäre aber ein Unfönn anzunehmen, der revolutionäre Sozialismus hätte sich die Beendigung des Krieges durch ein einfaches „zurück zu den alten staatlichen Grenzen vor dem Kriege“ als Ziel gestellt. Das ist unmöglich.

Erstens wäre das eine Bejahung aller alten Räubereien, aller alten Annektionen, aller nationalen Bedrückung, die vor dem Kriege stattfanden. Zweitens hat kein Sozialist, Internationalist, so wenig wie wir den Frieden ohne Annektionen in dem Sinne verstanden, daß so ein Friede das Recht Englands auf Irland, Indiens, Ägyptens, Rußlands auf Finnland, Polen, Turkestan, Ukraina usw.

anerkennt. Alle diese annektierten Gebiete, alle diese gewaltsamen Eroberungen sind in unseren Augen nicht um ein Deut heiliger geworden dadurch, daß sie schon vor langer, oder längerer Zeit verübt worden sind. Wenn die Herren Diplomaten vom Frieden ohne Annektionen faheln, ohne zu geruhen über die angeführten Fragen etwas nachzudenken, so heucheln sie, um die Völkler durch leere Versprechungen abzuspisfen. Es ist nicht die Aufgabe des revolutionären Proletariats die alten Annektionen zu heiligen, oder die Eroberung und die Beherrschung der Kolonien und fremder Länder durch die Großmächte zu rechtfertigen, es ist nicht seine Aufgabe die politische Karte der Welt auf Grund einer gerechten Teilung zu schneiden, was nur eine Neueinteilung der zusammengefaßten Beute wäre. Es kann keine Rede von einem dauerhaften demokratischen Frieden sein, wenn der Krieg mit einer einfachen Rückkehr zu den alten Grenzen, oder einer Verbesserung der Grenzen zu Gunsten irgend einer der erobersüchtigen Mächte endet. Ein dauerhafter demokratischer Friede ist nur möglich als Resultat der ehrlichen Verwirklichung der Losung ohne Annektionen, d. h. als Resultat der wirklichen Aufhebung jeder Beherrschung einer Nation durch eine andere, durch ihre Ersetzung durch ein Bund der Völkler.

Aber ein freiwilliger Bund heißt das Recht jeder Nation selbst die Frage seiner Staatsangehörigkeit zu bestimmen. Solange die Nationen dieses Recht nicht besitzen, solange ist die Losung Friede ohne Annektionen ein leeres Wort, ein heuchlerischer Kniff oder Deckmantel für unsinnige Hoffnungen, zu den alten, zu den vor dem Kriege bestehenden Grenzen zurückzukehren.

Selbstverständlich kann man aus der Losung ohne Annektionen einen neuen Mantel für die alte imperialistische Politik machen wollen. Und Ribot und Asquith haben bewiesen, daß die tapferen Führer des Imperialismus vor dieser Aufgabe nicht zurückschrecken. Einzig Miljukow hat den Mut der neuen Losung sich zu widersetzen. Heil ihm dafür! Denn er hat recht. Der Friede ohne Annektionen ist Unfönn und ein Unöding, wenn man diese Formel ihres naturgemessen revolutionären Inhalts beraubt.

Will das revolutionäre russische Proletariat nicht, daß die Losung ohne Annektionen als ein neuer Betrug des Volkes, als neuer diplomatischer Klimbim mißbraucht wird, so muß es jetzt schon vor allen den Herren Tereszenko, Ribot, Asquith usw. erklären, Friede ohne Annektionen heißt: das Recht aller bedrückten Nationen selbst zu bestimmen zu welcher Staatsgruppe sie gehören

wollen. Aus allen besetzten und gewaltsam angeeigneten Gebieten sollen die Armeen zurückgezogen werden, und den bedrückten Nationen das Recht und die Möglichkeit frei ihre Staatsgrenzen einzurichten, eingeräumt werden.

Aber die Grundlage des Frieden ohne Annexionen kann nicht durch diplomatische Dialoge der kapitalistischen Regierungen geschaffen werden, auch nicht durch ihre Deutung dieser Lösung, auch nicht durch die Verständigungen der Sozialpatrioten auf irgend einer Konferenz. Nur das Proletariat kann diese Grundlage schaffen. Das ist der einzige Weg zum Frieden ohne Annexionen auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes, das ist der einzige reelle Inhalt dieser Lösung. Hat der Arbeiter- und Soldatenrat darüber nachgedacht, als er diese Lösung zu der seinigen machte? Haben die Bürger Teretelli und Tschernow das überlegt, als sie diese Lösung in die Deklaration der Regierung eingeführt haben? Entweder oder. Entweder heißt Friede ohne Annexionen, Verzicht auf Eroberungen nur in diesem Kriege, dann ist es eine unsinnige Formel, die die Sozialisten, die sie akzeptieren, kompromittiert und sie zu einem Werkzeug fremder Interessen macht. Oder Friede ohne Annexionen heißt Kampf des Proletariats gegen die Ausbeutung verschiedener Gebiete und einzelner Nationen im Namen des Trufts.

Entweder muß auf die schöne Phrase Friede ohne Annexion verzichtet werden, wenn man sachlich mit den Regierungen über die Weltkarte sprechen will, oder man muß den Kampf für den Frieden ohne Annexionen gegen alle imperialistischen Regierungen führen.

„Die Anarchie in Rußland“.

Vaterland in Gefahr! Anarchie im Lande! Her mit der starken Gewalt! heult die bürgerliche Presse Rußlands. Der Sieg der Entente bedroht, bändigt die anarchische Kanaille, sonst geben wir kein Geld! — ruft die Entente-Prese!

Mäßigt Eure Begierden! jammern die Organe des russischen Sozialpatriotismus unter der Adresse der Arbeiter, der Bauern, die ihre Hände nach Grund und Boden ausstrecken. Mäßigt Eure Profitlust, macht Zugeständnisse den Arbeitern! predigen dieselben Organe gleichzeitig den Kapitalisten. Organisiere das Wirtschaftsleben! rufen sie der provisorischen Regierung zu.

Inzwischen steigt die Desorganisation der Industrie: die Arbeiter stellen Forderungen nach Lohnerhöhung und Arbeitszeitverkürzung und streiken, wenn sie nicht erfüllt werden. Sie setzen an die Lust die Fabrikdirektoren, Ingenieure, Meister, die ihnen in den langen Jahren der Kontrevolution und des Krieges die Allgewalt des Kapitals zu fühlen gaben. Mag viel von den Ziffern, die der Vertrauensmann der Kapitalisten, der frühere Ackerbauminister Ruttler, auf dem Kadettenparteitage angab, übertrieben sein, als er klagte, daß die Forderungen der Arbeiter nach Lohnerhöhung weit das Anlagekapital samt allen Reserven übersteigen. Mag aus dem Geschrei der Kapitalisten, als stünden sie am Rande des Bankrotts, die Trauer nach dem Paradies der schrankenlosen Plünderungsfreiheit klingen, der Wille zur Aufspaltung der Regierung, des Kleinbürgertums gegen die Arbeiter, in diesen Klagen zum Ausdruck kommen. Wenn die Kjetsch an die Bauern appelliert

und ihnen klarmacht, daß sie die übertriebenen Forderungen der Arbeiter zu bezahlen haben werden, so vergrößert das natürlich die Glaubwürdigkeit der Berichte der bürgerlichen Organe nicht, sondern mindert sie. Aber deswegen braucht man die Augen vor der vorhandenen Anarchie des Wirtschaftslebens überhaupt, vor der Schärfe der beginnenden Kämpfe zwischen der Arbeiterklasse und den Fabrikanten nicht zu schließen. Die Presse der radikalen Sozialdemokratie, der Bolschewiks, tut es auch keinesfalls, sie bestätigt einen großen Teil der Tatsachen, die die Grundlage zum Schrei von der Anarchie bilden.

Diese Anarchie droht nicht erst: sie ist vorhanden. Die Bauern hocken in den Schützengräben. Frauen und Invaliden sollen den Acker bestellen und statt die fehlende menschliche Kraft zu ersetzen, liefert die Industrie ihnen keine landwirtschaftlichen Geräte. Sie fabriziert nur Nordwerkzeuge. Das Land ist außerstande die genügenden Massen an Lebensmitteln zu liefern. Aber selbst das, was es liefern kann, behalten zum Teil die Bauern, die dem Papierrubel mißtrauen, zum Teil magaziniert es die patriotischen Banken, um Lebensmittelpreise zu treiben, zum Teil verkauft es in den Eisenbahnspeichern, wartend auf die fehlenden Eisenbahnwagen. Inzwischen hungert man in den Städten, leidet die Armee Not.

Die erste Vorbedingung der Hebung des Lebensmittelmanns ist die Eroberung des Vertrauens der Bauern. Das kann nur eine Regierung, die sofort an die Expropriation des Grundbesitzes geht. In einer Regierung, die den Bauern zuredet, sie sollen gerecht die Großgrundbesitzer entschädigen, sie sollen warten, bis die konstituierende Versammlung die Agrarfrage löst, können und werden die Bauern kein Vertrauen haben.

Die zweite Bedingung der Heranschaffung der vorhandenen Lebensmittel, ihrer Verteilung ist der Kampf bis aufs Messer gegen jeden Schleichhandel, die Beschlagnahme der Banken, die ihn treiben. Kann dies die heutige provisorische Regierung tun? Die dritte Bedingung ist die Ordnung des Eisenbahnwesens, die Produktion des Rohmaterials. Aber die Fabriken müssen Kanonen und wieder Kanonen fabrizieren und wie kann man die Eisenbahner zu einer energischen Arbeit anspornen, wenn sie auch um die geringste Besserung ihrer elenden Lage erst lange Kämpfe führen müssen, während die Herren Direktoren die alten fürstlichen Gehälter beziehen? Landwirtschaftliche Geräte aber werden die Bauern, so lange der Krieg dauert, nicht bekommen. So steht Rußland, die Kornkammer der Welt, an der Schwelle des Hungers. Und kein Schrei gegen die Anarchie kann das Gespenst verschrecken, nur die sofortige Beendigung des Krieges und die agrarische Revolution.

Anarchie in den Fabriken! Die liberale Presse wußte nichts von ihr, als die Kapitalisten die Preise in schwindelhaftem Tempo in die Höhe trieben, als sie Kinder, Jugendliche, Frauen in verbrecherischer Weise ausbeuteten, als sie die Arbeitszeit der Erwachsenen so steigerten, daß dem Proletarier für einen Tagelohn die Arbeitskraft einer Woche ausgepumpt wurde. Der erniedrigte, der zertretene Sklave hat jetzt das Haupt erhoben. Er stellt Forderungen: maßlose, ruinierende,

schreit die kapitalistische Presse. 100, 200 Prozent Lohnerhöhung, den Acht-, ja den Sechsstundenarbeitstag fordert er.

Nur vergessen die Preßkosaken des Kapitals zu sagen, daß dank der Ueberschwemmung Rußlands mit Papiergeld (von 1 Milliarde 800 Millionen Rubel beim Kriegsausbruch auf zirka 12 Milliarden Rubel stieg die Zahl der Papierrubel, die sich im Kurse befinden), dank dem unerhörten Schrauben der Warenpreise durch die Syndikate die Kosten des elendsten Proletarierlebens sich verdreifacht haben. Nur vergißt sie zu sagen, daß bei den jetzigen technischen Methoden der Arbeiter bei sechsstündiger Arbeitszeit mehr Muskel- und Nervenenergie verausgibt, als vor 30 Jahren beim 12 Stundentag. Gewalttaten der Arbeiter gegen die Fabrikadministration schreit die Presse. Wo seit 1908 jeder Meister, jeder Ingenieur an den Arbeitern Rache nahm für die Jahre der Revolution, jeder die Arbeiter demütigte.

Nun, die Zeit, wo auch die Quellen der großen Welle ökonomischer Kämpfe schlagen mögen, sie naht, sie ist schon da. Das Organ der Menschewiks „Kobozja Sjetzi“, die in den ersten Tagen der Revolution schrieb, die Klugheit verlange zuerst die politische Revolution zu Ende zu führen und dann an die sozialen Forderungen zu gehen, sie kann greinen und zetern. Die ökonomischen Kämpfe des Proletariats sind nicht nur psychologisch unumgänglich, weil eine unterdrückte Klasse nicht aus zwei unabhängigen Teilen, einem politischen und ökonomischen besteht, die abgefordert sich befreien könnten.

Dieser Kampf ist keine Gefahr für die Revolution. Umgekehrt, er ist die Garantie des Sieges, er ist der Mutterboden der Revolution. Wie es kein anderes Mittel gibt, die Bauern zu Kämpfen für die Republik zu machen, als daß ihnen die Revolution Grund und Boden gibt, so gibt es kein anderes Mittel die Demokratie gegen jeden Angriff zu sichern, als in dem sie zur Frage des Brotes für die Arbeitermassen wird. Nur wenn die Revolution den Charakter einer reinen politischen Systemänderung verliert, wenn sie den Arbeitermassen soziale Errungenschaften bringt, werden sie sie mit aller Kraft zu Ende führen. (Schluß folgt.)

Was ist Staatssozialismus?

Von Julian Borchardt.

Die zahlreichen Eingriffe der Behörden in das Wirtschaftsleben, welche der Krieg gezeitigt hat, werden ganz allgemein als staatssozialistisch angesehen. Ja, man hat dafür sogar einmal den eigenen Namen „Kriegssozialismus“ geprägt, und es gab eine Zeit, wo auf der einen Seite freudige Erwartung, auf der anderen Besorgnis deswegen herrschte, weil der Staat sich mit diesen Maßnahmen auf die Bahn des Sozialismus begeben habe und davon möglicher Weise auch nach dem Kriege nicht wieder werde loskommen können. Wenn es auch scheint, daß man inzwischen auf beiden Seiten von den anfänglichen Uebertreibungen zurückgekommen ist, so dürfte doch eine Erörterung darüber am Platze sein, ob und in welchem Umfange jene staatswirtschaftlichen Maßnahmen überhaupt etwas mit Sozialismus zu tun haben.

Weshalb nennt man sie staatssozialistisch, die Höchst-

preise, die Brotmarke, die Vorschrift, wieviel Fleisch und Fett jeder verbrauchen darf, die Bezugsscheine für Kleider und Wäsche, die Beschlagnahme von Obst und Wolldecken u. s. w.? Offenbar nur deshalb, weil sie einen Eingriff in die wirtschaftliche Ungebundenheit und Selbständigkeit des einzelnen Privatmanns bedeuten. Man sieht darin natürlich noch nicht den Sozialismus, aber einen Schritt auf dem Wege zum Sozialismus. Man erblickt also das Wesen des Sozialismus in einer planmäßigen Regelung des Verbrauchs, man hält den Sozialismus für vorhanden, wenn einmal der gesamte Verbrauch eines Volkes auf diese Weise planmäßig geregelt sein sollte.

Der Einwand, daß der Sozialismus vor allem eine Regelung der Produktion erheische, während es sich bisher noch ausschließlich um eine Regelung des Konsums handelt, wiegt nicht allzu schwer. Denn es liegt auf der Hand, daß die Eingriffe in den Konsum, wenn sie eine bleibende Einrichtung sein sollen, früher oder später die Regelung, ja die Verstaatlichung der Produktion nach sich ziehen müssen. Wie soll der Staat jedem Einzelnen z. B. seine 1900 Gramm Brot pro Woche zuweisen, wenn er nicht dafür Vorkehrung trifft, daß sie auch vorhanden sind? Und der Verkaufszwang ist ja auch schon ein erster Schritt auf diesem Wege. So gut der Staat dem Kaufmann verbietet, seine Vorräte zurückzuhalten, so gut kann und muß er auf die Dauer auch dem Produzenten verbieten, seine Produktionsmittel und Materialien ungenutzt liegen zu lassen.

In dieser Einschränkung der persönlichen wirtschaftlichen Bewegungsfreiheit, in dieser zwangsweisen, von oben her vorgeschriebenen Wirtschaftsbetätigung erblicken also diejenigen das Wesen des Sozialismus, welche die erwähnten Maßnahmen staatssozialistisch oder kriegssozialistisch nennen. Das ist aber ein totaler Irrtum, eine Verwechslung von Form und Inhalt. Eine zufällige Neußerlichkeit wird hier an Stelle der Sache selbst gesetzt, wie im folgenden gezeigt werden soll.

Die vulgäre Auffassung versteht allerdings unter Sozialismus kaum etwas anderes als den fagenhaften „Zukunftsstaat“. Bezweckt ja doch der Sozialismus die Beseitigung von Not und Elend. Und wenn er auch nicht etwa nur materielle, nur wirtschaftliche Not kennt, sondern im Gegenteil die Menschen auch geistig befriedigen will, so sieht er doch eingestandener Maßen die Wurzeln auch der geistigen Not im materiellen Elend. Der Mangel an Bildung z. B., an Aufnahmefähigkeit für höhere geistige Genüsse liegt, nach Behauptung der Sozialisten, wesentlich an der Armut der breiten Volksmassen. Die einen haben zu viel und die anderen zu wenig, das ist nach ihrer Meinung der Kern des Übels. Der zunächst zu erstrebende Zweck ist also eine gerechte, gleichmäßige Verteilung der vorhandenen Kulturgüter. Tiefere Kenntnis der wirtschaftlichen Zusammenhänge lehrt, daß eine solche nicht möglich ist ohne gleichzeitige Aenderung der Produktion, Enteignung der Produktionsmittel, deren Betrieb durch und für die Gesamtheit u. s. w. Daraus ergibt sich dann das Bild des „sozialistischen Zukunftsstaates“: die oberste Zentralbehörde hat vor allen Dingen wirtschaftliche Aufgaben; sie muß dafür sorgen, daß die Produktion in Quantität und Qualität genau dem Bedürfnis des Konsums entspricht. Zu diesem Zweck muß eine genaue Statistik laufend die

Bedürfnisse, wie die Produktionsmöglichkeiten kontrollieren, und wenn nötig, muß beides zwangsweise mit einander in Einklang gebracht werden, d. h. die Staatsmacht muß dem Einzelnen seine Arbeit wie seinen Konsum vorschreiben.

So wenig sich leugnen läßt, daß dies die, wenn auch vage, mehr oder minder unbestimmte Vorstellung vom Sozialismus ist, welche wohl die meisten Anhänger der sozialdemokratischen Partei sich machen, ebenso wenig läßt sich bestreiten, daß die konsequentesten Schlüsse daraus — oder vielmehr die allein konsequenten — Eugen Richter gezogen hat. Was dabei herauskommt, wäre in der Tat der berüchtigte „Zukunftsstaat“, den Eugen Richter in seinen sozialdemokratischen Zukunftsbildern und anderwärts nicht schaurig genug zu schildern weiß. Wenn eine Staatsbehörde sogar den Konsum regeln soll und deshalb jedem Einzelnen vorschreiben muß, was und wieviel er verbrauchen darf, dann schwindet auch noch der Rest persönlicher Freiheit, der in der kapitalistischen Gesellschaft für die Vielen noch vorhanden war, die wenigstens nur bei ihrer Arbeit unter ständigem Kommando standen, aber nicht bei ihrem Konsum. Dieser Konsequenz kann sich nicht entziehen, wer logisch denkt, und so energisch diejenigen Sozialdemokraten, die an den „Zukunftsstaat“ glauben, die Schlussfolgerung Eugen Richters ablehnen, so sehr sie darüber lachen oder dagegen protestieren, so haben sie doch noch nichts Stichthaltiges darauf zu erwidern gewußt. Denn es läßt sich eben von ihrem Standpunkt nichts Stichthaltiges darauf erwidern.

Mit dem Wesen des Sozialismus hat aber ein solcher „Zukunftsstaat“ nichts zu tun, wie schon daraus erhellt, daß der Sozialismus keineswegs nur den Wohlstand für alle, sondern zugleich auch die persönliche Freiheit erstrebt und daß beides für ihn, wie später noch gezeigt werden soll, zu einer unlöslichen Einheit verschmilzt. Ich liebe es im allgemeinen nicht, die Worte der Meister zum Zeugnis anzurufen. Denn eine Wahrheit wird deshalb nicht richtiger, weil schon Marx sie erkannt hat, und sie verliert nichts von ihrer Richtigkeit und ihrem Gewicht, wenn Marx sie nicht erkannt hat. Aber hier handelt sich's um etwas anderes. Ich habe soeben selbst angegeben, daß die krause und unklare Vorstellung vom „Zukunftsstaat“ mit Arbeitszwang usw. in der Tat von den meisten Anhängern der sozialdemokratischen Partei gehegt wird. Also könnte man einwenden, meine davon abweichende Meinung* sei meine persönliche Privatansicht und ich hätte kein Recht, sie als die richtige und maßgebende hinzustellen. Dem gegenüber gilt es allerdings vor allen Dingen zu zeigen, daß sie aus dem Wesen des Sozialismus fließt und allein seinem Wesen entspricht. Aber daneben ist es doch ganz nützlich nachzuweisen, daß sie keineswegs von mir gewissermaßen zu meinem Privatgebrauch erfunden worden ist, sondern daß sie sich ganz ebenso schon in den Werken der wissenschaftlichen Begründer des Sozialismus findet. Nur zu diesem Behuf zitiere ich die folgenden Stellen von Marx:

Im Kommunistischen Manifest, der zweite

* Die ich übrigens seit langen Jahren auch als offizieller Redakteur und Lehrer der sozialdemokratischen Partei genau so vorgetragen habe.

Abchnitt (Proletarier und Kommunisten), welcher die Darlegung der Grundzüge überhaupt abschließt, endet mit den Worten (Ausgabe von 1906, S. 38):

„An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegenständen tritt eine Assoziation (Vereinigung), worin die freie Entwicklung eines Jeden die Bedingung für die Entwicklung Aller ist.“

Im Kapital (Band 1, Kapitel 22 Nr. 3, Volksausgabe 1914, S. 527) wird auseinandergesetzt, wie die kapitalistische Produktion jene materiellen Produktionsbedingungen schafft,

„welche allein die reale Basis einer höheren Gesellschaftsform bilden können, deren Grundprinzip die volle und freie Entwicklung jedes Individuums ist.“

Die Neue Zeit hat im Jahre 1890 (9. Jahrgang, Band 1, S. 561) aus dem Nachlaß von Karl Marx eine Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms abgedruckt, worin (S. 567) über den Zustand in einer „höheren Phase der kommunistischen Gesellschaft“ gesagt wird:

„In einer höheren Phase der kommunistischen Gesellschaft, nachdem die knechtende Unterordnung der Individuen unter die Teilung der Arbeit, damit auch der Gegensatz geistiger und körperlicher Arbeit verschwunden ist; nachdem die Arbeit nicht nur Mittel zum Leben, sondern selbst das erste Lebensbedürfnis geworden; nachdem mit der allseitigen Entwicklung der Individuen auch die Produktionskräfte gewachsen sind und alle Springquellen des gesellschaftlichen Reichtums voller fließen, erst dann kann der enge bürgerliche Rechtskreis ganz überschritten werden und die Gesellschaft auf ihre Fahnen schreiben: Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen.“

Aus diesen Zitaten geht jedenfalls hervor, daß Marx sich das Ziel des Sozialismus anders dachte als in Form eines Zukunftsstaates mit Arbeits- und Konsumzwang. Dann aber kann für ihn auch die Regelung der Wirtschaft nicht das Wesentliche am Sozialismus gewesen sein, sondern nur ein Mittel zu anderen, höheren Zwecken. Doch wie gesagt, es kommt letzten Endes nicht darauf an, wie Marx es sich dachte, sondern nur darauf, was mit dem Wesen des Sozialismus übereinstimmt. Da wird nun bei all solchen Diskussionen offenbar ganz vergessen, daß zum Wesen des wissenschaftlichen Sozialismus auch die materialistische Geschichtsauffassung gehört. Auch um diese hat sich ja im Laufe der Zeit ein vollständiger Sagenkreis gewoben, sodas schon ein regelrechtes Studium dazu gehört, um durch den Wust alles dessen, was über sie gesagt und behauptet wird, hindurch zu erkennen, was sie eigentlich ist und will. Wie groß die über sie verbreiteten Vorurteile und Irrtümer sind, mag der Umstand beweisen, daß mir vor kurzem ein als sehr tolerant bekannter Gelehrter allen Ernstes sagte, er lehne sie schon deshalb als unwissenschaftlich ab, weil sie mit der Präzision eines Dogmas aufträte, d. h. weil sie verlange, einfach geglaubt zu werden, ohne wissenschaftliche Nachprüfung ohne sachlichen Beweis. Nun gehöre ich meines Wissens seit Jahrzehnten zu denjenigen Marxisten, die man die orthodoxesten zu nennen beliebt. Aber davon ist mir noch nie etwas zu Ohren gekommen, daß irgend ein Vertreter der materialistischen Geschichtsauffassung das Verlangen aufgestellt habe, sie müsse ohne Prüfung hingenommen werden.

Zu einer eingehenden Abhandlung über den historischen Materialismus ist hier nicht der Ort.* Will man

* Ich habe eine solche gegeben in der — seit Kriegsbeginn eingestellten — Monatschrift „Der Zeitgeist“ des Deutschen Metallarbeiterverbandes. 1911 Nr. 2, 3, 4, 7.

den Kern seiner Lehre in eine kurze Formel ausdrücken, wobei freilich infolge der Unvollständigkeit eine gelinde Ungenauigkeit unvermeidbar ist, so kann man sagen: er setzt an Stelle des Machens das Werden; er hat auf dem Wege historischer Forschung erkannt, daß die Geschichte der Menschheit bisher nicht gemacht, sondern geworden ist, und er schließt daraus, daß es auch in Zukunft sein wird.

Es muß nochmals daran erinnert werden, daß es sich im Zusammenhange dieses Aufsatzes nicht darum handelt, die Richtigkeit des historischen Materialismus zu beweisen. Sondern hier kommt es nur darauf an, die Zentralpunkte sozialistischen Denkens anzugeben, um danach ermitteln zu können, ob jene eingangs erwähnten Staatsmaßnahmen überhaupt einen Anspruch darauf haben, sozialistisch genannt zu werden. Fern liegt es mir also zu verlangen, daß irgendwer die Lehre des historischen Materialismus, so wie ich sie eben zum Ausdruck gebracht habe, unbesehen als richtig hinnehmen soll. Ich sage nur: das lehrt der historische Materialismus, und diese Lehre gehört zum Wesenskern der sozialistischen Denkweise. Ja hier liegt so recht eigentlich der Unterschied zwischen bürgerlichem und sozialistischem Denken.

Nach der bürgerlichen Denkweise ist die Triebkraft der menschlichen Entwicklung der aus der Idee geborene Wille des Menschen; je nach dem Stand ihrer Einsicht, also letzten Endes nach ihrer Klugheit oder Dummheit, im Zusammenhang mit ihrer sonstigen persönlichen Veranlagung, ihrer Aufrichtigkeit oder Hinterlist, ihrer Tüchtigkeit oder Unfähigkeit, ihrer Arbeitslust oder Faulheit usw. handeln sie. Und die Reihe ihrer Taten ergibt den Verlauf ihrer Geschichte wie auch der Einzelschicksale.

Dem gegenüber erklärt die sozialistische Denkweise den Menschen für ein Produkt seiner Verhältnisse; keineswegs leugnet sie die Rolle des Willens, weder in der Geschichte noch im Einzelwesen,* aber sie hält den Willen nicht für frei, auch nicht lediglich für ein Produkt der jeweiligen persönlichen Veranlagung, noch weniger der doch oft recht zufälligen Einsicht, sondern für abhängig von den gesamten Umständen, in denen die Menschen leben.

Das der theoretische Unterschied. Aus ihm ergibt sich eine sehr wichtige praktische Differenz. Die Geschichte besteht letzten Endes natürlich in den Taten der Menschen. Alles, was man „Entwicklung“ nennt, geht nicht „von selbst“ vor sich, sondern wird von den Menschen ausgeführt. Aber wenn es sich darum handelt, die Menschen zur Tat zu reizen, z. B. um einen akuten Zustand abzuheben, so wird derjenige, welcher der bürgerlichen Denkweise huldigt, sich direkt an den menschlichen Willen wenden: durch einen Aufruf wird er an ihre Einsicht, ihr Mitleid usw. appellieren, um sie zu der Tat zu veranlassen, die er wünscht. Wer sozialistisch denkt, wird anders verfahren. Ausgehend von der Ueberzeugung, daß der tatgebende Wille seinerseits aus den Zuständen erwächst, in denen die Menschen leben, wird er sein Augenmerk auf eine entsprechende Aenderung dieser Zustände lenken.

Besser als lange theoretische Darlegungen wird ein

* Siehe hierüber insbesondere Kautsky, „Der Weg zur Macht“, Berlin 1910, und Kautsky, „Ethik und materialistische Geschichtsauffassung“, Stuttgart 1906.

praktisches Beispiel zeigen, was ich meine. Schon einige Jahre vor dem Kriege begannen in Deutschland Befürchtungen wegen der Geburtenabnahme. Um ihr zu begegnen, wußte man in der bürgerlichen Presse kein anderes Mittel als gutes Zureden. Die „Deutsche Tageszeitung“ z. B. schrieb in den ersten Tagen des Januar 1911:

„Der verstorbene Leipziger Professor Rudolf Hilbrandt konnte in männlichen Zorn geraten, wenn er gelegentlich auf die Ehefurcht und Eheflucht zu sprechen kam. Er bezeichnete sie geradezu als Feigheit. . . . Das, was der Mann in der Ehe und mit der Ehe gewinnt, ist weit wertvoller und wesentlicher, als das, was er vielleicht preisgeben muß. Es ist und bleibt wahr, daß der ehelose Mann in der Regel ein halber Mann bleibt. Das Volk einschließlich des heranwachsenden Geschlechts muß wieder zu der Ueberzeugung erzogen werden, daß die Gründung eines eigenen Hausstandes Mannespflicht ist.“

Und gegen die Kindereinschränkung schrieb dasselbe Blatt:

„Ebenso notwendig ist es, das Volk wieder zu der Anschauung zu erziehen, die dem alten deutschen Volkswort zugrunde liegt: viel Kinder, viel Segen! Man hat diesem Wort wohl das andere entgegengesetzt: viel Kinder, viel Sorgen, und dieses Wort ist nicht minder berechtigt als das erstere. Aber auch von diesen Sorgen gilt der prächtige Ausspruch eines alten wirklichen Lebenskünstlers, daß in jeder Sorge ein Stück Segen stecke.“

Hierauf wurde damals von sozialdemokratischer Seite erwidert, daß dies alles nicht nur sehr schön, sondern auch vom ersten bis zum letzten Worte durchaus wahr sei. Dennoch wurde bezweifelt, ob durch diese schönen und wahren Worte auch nur ein Mensch von Ehescheu und Kinderscheu geheilt werden würde, weil eben der menschliche Wille in den umgebenden Verhältnissen verankert liege.

Der Wahrheit jener Worte werde sich keine Einsicht und kein wie immer gearteter Charakter verschließen. So lange aber — wie an bestimmten Fällen gezeigt wurde — schon beim Unterhalt von nur 2 Kindern der Haushalt eines nicht übermäßig schlecht bezahlten Arbeiters in Berlin ein Defizit von gegen 200 Mk. jährlich aufweise, solange werde trotz aller Einsicht der Wille zur Eheschließung und zur Kindererzeugung sich nicht einstellen. Mithin hätten solche Moralpredigten keine Aussicht auf Erfolg, sondern nötig wäre eine Aenderung der Wirtschaftslage für die breite Masse des Volkes, die den Kinderreichtum aus einer Last zu einer Lust mache.

Dieses Beispiel — das sich für sämtliche Lebensgebiete wiederholen ließe; ich erinnere nur an die Behandlung des Verbrechens durch Strafe statt durch Beseitigung der Ursachen — zeigt m. E. mit hinreichender Klarheit, worin der wesentliche Unterschied zwischen sozialistischer und bürgerlicher Denkweise liegt, und weshalb ich ihn als den Unterschied zwischen organisch und mechanisch bezeichne. Wenn irgendwo ein Uebelstand sich zeigt, so kennt die bürgerliche Denkweise gegen ihn keine anderen als mechanische Mittel: Verbote, Drohungen, Gewalt, im mildesten Fall Appell an den guten Willen, indes die sozialistische Denkweise vorschlägt, ihn organisch abzuheilen durch Aenderung oder Beseitigung der Umstände, die ihn hervorgerufen haben.

Besehen wir uns nun an der Hand dieses Kennzeichens, das, wie gesagt, wesentlich ist, alle die angeblich „kriegssozialistischen“ oder „staatssozialistischen“ Maßnahmen der Behörden zur Kriegswirtschaft, so erkennen wir, daß sie samt und sonders rein mechanisch sind. Die

Höchstpreise z. B. sollen doch einfach durch Zwang und Strafandrohung den Verkäufer hindern, einen gewissen Preis zu überschreiten; die Brotmarke soll den vorhandenen Brotvorrat rein mechanisch gleichmäßig verteilen. Eines der deutlichsten Beispiele ist noch die Regulierung der Valuta im Januar 1916. Um das weitere Sinken des deutschen Geldwertes im Auslande zu verhindern, wurde verfügt, daß nur einige bestimmte Banken das Umweschelgeschäft vornehmen dürfen, bei denen sich der Kurs, zu dem sie es tun, kontrollieren läßt.

Wohlverstanden, es handelt sich auch hier wieder für mich nicht um eine Kritik dieser Maßnahmen, obwohl nach meinen ganzen Ausführungen ersichtlich ist, daß ich sie für wirkungslos halte, was übrigens, so weit ich sehe, bisher von konservativer Seite besser dargelegt worden ist, als von sozialdemokratischer. Sondern nur die Frage wollte ich einer Prüfung unterziehen, ob man ein Recht hat, die erwähnten Maßnahmen irgendwie, und sei es nur auf Umwegen, mit dem Sozialismus in Zusammenhang zu bringen. Und das muß ich ganz entschieden verneinen. Durch eine ganz nebensächliche Neußerlichkeit, dadurch, daß die äußeren Formen der Zuteilung so ähnlich aussehen, wie manche Leute — und auch dies noch irrtümlicher Weise — sich die vollendete sozialistische Wirtschaft vorstellen, hat man sich täuschen lassen. In Wahrheit stehen alle jene Maßnahmen, wegen ihres rein mechanischen Charakters, in diamentralem Gegensatz zum Sozialismus.

Aus unserm politischen Tagebuch.

Aus Petrograd schreibt man uns: Nichts charakterisiert besser das Wesen der beiden in der Arbeiterbewegung kämpfenden Richtungen, als der Weg auf die eine, wie die andere den Frieden erreichen will. Die Sozialpatrioten aller Schattierungen erklären es als Verbrechen, daß an der russischen Front Ruhe herrscht. Kerenki begann seine Rede als Gambetta der russischen Revolution mit dem Schrei nach der Offensive. Der Arbeiterdelegiertenrat bereitet die Arbeiter auf sie vor. Durch eine Offensive sollte Frankreich geschützt werden vor der Ueberführung der deutschen Truppen nach der Westfront und Deutschland sollte geneigter gemacht werden zum offenen Verzicht auf Annexionen im Westen, Oesterreich zu solchen auf dem Balkan. Die Bolschewiks erklären darauf, daß weder die deutsche Regierung, noch die der Entente einen Frieden ohne Annexionen unter Belassung des Selbstbestimmungsrechtes an die Völker schließen können. Das können nur die Völker selbst, wenn sie im inneren die Selbstbestimmung erringen, d. h. die Herrschaft des Kapitals abschütteln. Um diesen Umwälzungsprozeß zu fördern, fordern die Bolschewiks die Ergreifung der Macht durch die Arbeiter- und Soldatenräte, die allein wirklich auf Annexionen verzichten würden, wenn die provisorische Regierung des russischen Kapitals Gefangene der Entente bleibt, welche Sorte sie auch gebraucht. Bevor das noch geschieht, agitieren die Bolschewiks an der Front für Verbrüderung der russischen mit den feindlichen Soldaten. Diskussionen zwischen den Soldaten sollen so organisiert werden, daß von keiner Seite die Annäherung zu Spionagezwecken mißbraucht werden könnte. Das Zentralkomitee hat einen Aufruf in deutscher und russischer Sprache über den Charakter des Krieges und den Weg zum Frieden herausgegeben. Es bereitet Broschüren in deutscher Sprache vor. Aber warum gibt es keine Verbrüderung an der französischen Front, fragen die Sozialpatrioten und stellen die Verbrüderungsaktion als einen Dienst an den deutschen Imperialismus dar. Die russische Offensive aber wird das Vertrauen der Arbeiter in anderen Ländern zu der russischen Revolution, als Bringerin des Friedens untergraben.

Das sind die Standpunkte. Und die Offensive? Das Organ des Arbeiterdelegiertenrates, die „Inzwiestig“, kommentieren die Offensive als eine — Vorbereitung zur Offensive: zuerst muß die Lebensmittelfrage geregelt, die Aenderung der imperialistischen Verträge stattfinden. Darin äußert sich die Angst der kleinbürgerlichen sozialpatriotischen Elemente des Arbeiterdelegiertenrates vor den Folgen einer Offensive.

Feuilleton

Ums Menschentum.*

Ein Kapitel aus Schillers Sturm- und Drangperiode. Von Walter von Molo.

Fritz Schiller stand vor dem herzoglichen Rektor, um dessen Urteil über seine Probefchrift zu empfangen.

„Ja, wie gesagt, Schiller! Das medizinische Professorenkollegium hat mir Seine Arbeit als nicht vor den Druck ratsam erklärt, wenn auch unter Anerkennung Seines kühnen Wollens, alles besser zu wissen, als es die gründlichste Wissenschaft an den Tag gebracht hat. Er hat zu blühenden, ausschweifenden Stil und Er hat auch zuviel geschimpfet! Jawohl! Er hat geschimpfet contre Haller, den ich sehr verehere, und dem auch Er vieles verdankt. Was heißt denn das! zum Beispiel: Zuweilen macht auch der gute Haller sein Schläfchen, oder: dem Bonnet wirft Er unverzeihlichen Leichtsinns eines französischen Gauklers vor, und von Lavater sagt Er: Die Physiognomik organischer Teile dürfte wohl so bald nicht erscheinen, wenn auch Lavater noch durch zehn Quartbände schwärmen sollte. Hat er schon ein Buch geschrieben? Er weiß doch, daß ich in jungen Jahren ein Verzeichnis aller Tugenden und Laster in Druck erscheinen ließ?“

Um Friedrich Schillers Mund verriet sich ein überlegener, spöttischer Zug, den er nicht meistern wollte. Der Herzog maß ihn und freute sich innerlich über des Zögling's Frechheit, die er in seinem Erdengottgefühl natürlich nicht auf sich bezog. Da hatte er den zopfigen Professoren, die doch eigentlich nur die Hausknechte seines Kopfes waren, ein Kuckucksei ins Formelneß gelegt. Der Seelenexperimentator dachte an Kaiser Josefs Worte und sagte wohlgefällig: „Mir gefällt ja eigentlich Sein Unbekümmertsein. Nur durch Ungeßüm kommt die Menschheit weiter; aber: Sein Feuer muß gedämpft werden und dazu wird, meine ich, ein Jahr genügen. Er bleibt also noch ein Jahr in der Akademie! Ich meine, Er kann mit seinem alles fesselnden Geist — Naturelement, wenn Er fortfährt, fleißig zu sein — späterhin ein recht großes Subjektum werden, nur, Er muß mehr Ruhe und Gelassenheit bekommen, dafür will ich übrigens schon sorgen! Aber Er ist ein unordentlicher Schweinepelz. Weiß Er nicht, daß Er heute, am Festtag, nur drei Knöpfe der Weste zu schließen hat, damit der Busenstreif weiter ausliegt? Knöpf Er sofort den einen Giletknopf auf! Daß mir das nimmer vorkommt! Ja, und was ich noch sagen wollte: Hör Er nicht zuviel den Abel an, der ist ein Philosoph und versteht nichts von der Medizin. Ich werd Ihm die Krankenrapporte zuschmücken und die nächtlichen Revisionen in den Krankenstuben; so kann Er 'was ordentliches lernen, denn ich hab' Tüchtiges mit Ihm vor. Sei er froh, daß Er mich hat! Und heute abend, bei den Disputationen, halt Er sich wacker, damit Er die Preise bekommt und damit Er mich vor seinen Professoren nicht desavouieret. Ich hab ihnen gesagt, Er könnte trotz alledem was. Also: Laß er mich nicht im Stich und schlag Er sich tapfer!“

Eines Verzweifeltsten schärfste Wehr fühlten die Zöglinge Karl Eugens, die befohlen und wertbewaffnet in die Arena traten, um den Beifall der Stuttgarter Spießbürger zu erkämpfen. Schillers Krallen hauste schrecklich in manchem mühselig und sauber gezimmerten Gedankenhaag. Schillers Würgengel schmiß Verwirrnis um sich und qebar unerwarteten blame. Wegwerfend blinzelten die Augen, der schimmernde Geist tat ripeste auf ripeste. Es waren Triumphe im Käfig, Siegesfahnen in Blut getaucht. Er gab Peterfen und Elwert ein Feuerwerk seines Geistes zum Abschied. Wieder schuf der tiefste Schmerz in ihm neue Erkenntnis. Und dann ward der Zopf gesteckt, die Galamontur angelegt. Die Geistesgladiatoren des Herzogs marschierten in den festlichen, geschmückten Saal, in dem die Preisverteilung stattfand. Wieder war ein Jahr zu Ende, wieder verfancken Freunde, wieder mußte er bleiben und weiterhin neue Unfreiheit erdulden. (Schluß folgt.)

* Dem 1. Bande des Schillerromans von Walter von Molo entnommen. Verlag: Schuster u. Löffler, S. 12.

Wir bitten unsere Postabonnenten, falls ab 1. Juli keine Zustellung unserer Zeitschrift durch die Post erfolgt, dieselbe am Orte bei der Post zu bestellen, oder unsere Expedition, Bremen, Nummunderstraße 23 davon in Kenntnis zu setzen. **Verlag der Arbeiterpolitik.**

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen.